

📄+ DDR-KINDERBETREUUNG

Den Eltern blieb der Zutritt verwehrt

Von Fabian Schwitter 14.12.2024, 14:37 Lesezeit: 5 Min.



März 1984: Erzieherin Maria-Elisabeth Bittroff legt Mädchen und Jungen zum Schlafen. *Picture Alliance*

In der DDR wuchsen viele Kinder in Wochenkrippen auf, getrennt von ihren Eltern, um Frauen die Erwerbsarbeit zu ermöglichen. Was lässt sich heute für Gesamtdeutschland daraus lernen?

🔗 Teilen 📁 Verschenken 📌 Merken 🖨️ Drucken 🎧 Anhören

Unerreichbar schaut das Fenster auf das Kind herab. Unerreichbar bleibt die Welt für das Kind. Immer unerreichbarer werden dem Kind im kahlen Raum die Eltern, bis es sie womöglich vergisst. Auf dem Boden liegt ein Teddybär so verlassen, wie das Kind unter dem Fenster steht.

Mehrfach taucht das Motiv des Fensters in der Ausstellung „ferne Nähe – Reflexionen ehemaliger Wochenkinder“ im Dresdner Kunsthaus Raskolnikow auf und verleiht der beklemmenden Realität Ausdruck. In den Wochenkrippen der DDR blieben Hunderttausende Kinder unter der Woche Tag und Nacht fremdbetreut. Bereits sechs Wochen nach der Geburt kamen

manche in diese Einrichtungen.

Was in der DDR und anderen sozialistischen Ländern zum Massenphänomen wurde, war jedoch weder auf den Warschauer Pakt beschränkt, noch eigneten sich alle osteuropäischen Länder das sowjetische Modell an, betont Heike Liebsch in ihrer Dissertation „Wochenkinder in der DDR“ (2023). Auch in der Bundesrepublik wurden Kinder in Krippen betreut, etwa wenn Mütter alleinerziehend waren, obwohl das in vielen Fällen nicht nötig gewesen wäre. In Ungarn und Bulgarien wiederum setzte sich die Wochenbetreuung trotz sozialistischer Staatsführungen nicht durch. In der DDR allerdings fanden Krippen weite Verbreitung und besonders rigide Ausgestaltung.

Den Eltern blieb der Zugang verwehrt

Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg bestand wegen der vielen zerrütteten Familien ein hoher Bedarf an umfassender Unterbringung für Kinder. Nahmen Unterbringungsformen wie die Wochenkrippen in der DDR bis Mitte der Sechzigerjahre aus ökonomischen und ideologischen Überlegungen zu, besuchte am Ende der DDR nur noch gut ein Prozent der fremdbetreuten Kinder eine solche Einrichtung. Nicht zuletzt ihrer Auswirkungen wegen jedoch ist das Krippenwesen der DDR in jüngster Zeit Gegenstand einer öffentlichen Aufarbeitung über Fachkreise hinaus geworden.

Einerseits verschaffen sich Betroffene seit einiger Zeit – gegen das oft scham-behaftete Schweigen in den Familien – Gehör mit künstlerischen Werken, etwa in Ausstellungen in Rostock und Dresden. Seit vergangenem Sommer organisieren sich Betroffene überdies im Wochenkinder e. V., der Selbsthilfeinitiativen bündelt, die Aufarbeitung der Krippengeschichte vorantreibt und Veranstaltungen organisiert.



März 1983: Kinder im Waschraum einer Kinderkrippe in Berlin *AKG*

Andererseits sorgt die wissenschaftliche Aufarbeitung für Kontroversen, die selbst vor der Bundeszentrale für politische Bildung und dem Aufrechnen von Kindheitstraumata in Ost und West nicht haltmachen. Bücher wie „Die beschädigte Kindheit“ (2022) des Erfurter Erziehungswissenschaftlers Florian von Rosenberg, der auch Liebschs Dissertation betreut hat, wiederum richten sich an ein breites Publikum. Immer deutlicher werden die gesellschaftlichen Umstände, unter denen Wochenkrippen im Namen des Staats in den ersten Jahrzehnten der DDR um sich griffen.

Rasch erfolgt die Übergabe am Eingang der Krippe. Den Eltern bleibt der Zutritt verwehrt. Das Kind ist auf sich allein gestellt.

Eine Pflegerin kümmert sich um dreißig Kinder

Dem neuen Staat fehlten kriegs- und fluchtbedingt ständig Hände und Köpfe. Die DDR hinkte im ökonomischen Wettlauf mit der Bundesrepublik, die durch den Marshallplan großzügig unterstützt wurde, von Beginn an hinterher. Die UdSSR hatte mitgenommen, was nicht niet- und nagelfest war. Männer wie Frauen sollten sich nun tatkräftig am Aufbau des Sozialismus

beteiligen oder im Dienst des Staats studieren. Und dann galt dem Sozialismus die Frau dank entlohnter Arbeit als emanzipiert, sodass der Ausbau des Krippenwesens nach sowjetischem Vorbild beharrlich vorangetrieben wurde.

Vielleicht liegt das Kind in einem Bettchen und starrt an die Decke. Vielleicht ist es nachts mit Lederriemen fixiert, um nicht aus dem Bett zu fallen. Eine einzige Pflegerin kümmert sich um dreißig Kinder.



Cottbus im Jahr 1978: Babyboom in der DDR *bpk*

Zunächst prägte ein klinisches Paradigma das Krippenwesen der DDR. Insbesondere in den entbehrungsreichen Jahren nach dem Krieg stand die körperliche Versorgung im Vordergrund. Die industrielle Rationalisierung griff auf den Umgang mit Kindern über. Wie sonst sollte Fremdbetreuung mehr Arbeitskräfte freisetzen, als sie band? Zudem liebäugelte die Staatsführung unter Bezugnahme auf Pawlows Reflexforschungen mit der Heranzüchtung kontrollierbarer Staatsbürger und der theoretisch vorausgesagten Auflösung der Kleinfamilie in der sozialistischen Gemeinschaft.

Aber das Kind. Es wirkt kränklich, sprach kaum. Die Eltern nehmen es am Wochenende verstört in Empfang. Die Kinderärztin stellt fest, wie unbeholfen sie mit dem Kind umgehen.

Spielsachen sind spärlich

Bereits in der DDR äußerten Kindermedizin und Wissenschaft Kritik. Insbesondere die Wochenkrippen hielten nicht, was sie versprochen. Bemühte

sich der Staat, die skeptische Bevölkerung mit den Argumenten zu überzeugen, dass geschultes Personal die Kinder besser als Eltern zu versorgen in der Lage wäre und die wissenschaftliche Begleitung ständigen Fortschritt sicherte, strafte die Wochenkrippen alle Versprechungen Lügen. Die Kinder hinkten in ihrer Entwicklung hinterher. Sie waren häufig krank. Das Phänomen des Hospitalismus geisterte durch die Wochenkrippen. Trotz aller Erkenntnisse hielt der Staat aber an seinem Programm fest.



August 1968: Händewaschen im Waschraum eines Kindergarten in Berlin-Treptow *Picture Alliance*

Teilnahmslos sitzt das Kind auf dem Boden. Spielsachen sind spärlich. Karg ist der Alltag des Kinds. Vielleicht schüttelt das Kind unablässig den Kopf.

Der forcierte Ausbau des Krippenwesens führte überall zu Engpässen. Es mangelte an gut ausgebildetem Personal. Die Gebäude waren dürftig. Die Fluktuation beim Personal war hoch, die Arbeit nervenzehrend und schlecht bezahlt. Rosenberg führt eine Studie des DDR-Krippenforschers Karl Zwiener aus den Siebzigern an, wonach „die Kleinsten der Krippe nur knappe 20 Minuten am Tag individuelle, direkte Zuwendung erfahren“. Gleichzeitig folgten immer mehr Frauen dem Aufruf zur Arbeit und ließen ihre Kinder fremdbetreuen. Noch 1989 konnte der Staat rund dreißigtausend Anträgen auf einen Krippenplatz nicht entsprechen.

Das Kind fügt sich einem fremden Rhythmus. Vorgegeben sind die Essenszeiten, die Töpfchenzeiten, die Schlafzeiten. Vielleicht wird das Kind apathisch. Oder aggressiv.

Kinder brauchen verlässliche Bezugspersonen

Erst ein Umdenken in anderen Ostblockstaaten und – ironischerweise – ökonomische Überlegungen bewogen die DDR-Führung dazu, Wochenkrippen zu reduzieren. Um mehr und mehr Frauen in den Arbeitsprozess einzubeziehen, mussten die Wochenkrippen mit ihrem hohen Personalaufwand und dem zusätzlichen Raumbedarf für Schlafsäle den effizienteren Tageskrippen weichen. Ein pädagogisches Paradigma, das auch die Bindung von Kindern zu Bezugspersonen berücksichtigte, ersetzte allmählich das klinische. Eingewöhnungszeiten für die Kinder gehörten bald zum Vorgehen. Zudem blieben die Jüngsten dank zunehmend großzügigeren Mutterschaftsurlaubs zu Hause.

MEHR ZUM THEMA

 AUFWACHSEN IN DER DIKTATUR

Wie Merkels DDR-Vergangenheit ihren Politikstil prägte

 CHARLOTTE GNEUSS & INGO SCHULZE

Deutsch-deutscher Friedensschluss

 SERIE „EINIG VATERLAND?“ (25)

Volk, Nation, Staat

Nicht zuletzt der spezifischen Situation Deutschlands wegen fiel das Krippensystem in der DDR besonders rigide aus. Im Wettstreit mit dem je anderen Landesteil war Unnachgiebigkeit oft das Mittel der Wahl. Zwiener stellte bereits 1994 im fünften Band der „Materialien zum 5. Familienbericht“ des Deutschen Jugendinstituts nüchtern fest, dass durch die „permanente politische Konfrontation der Systeme die institutionalisierte Betreuung der Kinder in der Bundesrepublik entscheidend gebremst und in der DDR bewusst gefördert wurde“. Die Unterschiede waren entsprechend enorm: „In den alten Bundesländern besuchten bis 1989 ca. 2 % der Kinder unter drei Jahren Kinderkrippen, in der DDR ca. 60 %.“

Mittlerweile gehören Kinderkrippen – nicht zuletzt dank der Erfahrungen aus der DDR – in ganz Deutschland zum Alltag. Und bisweilen kommen auch wieder Ideen für Vierundzwanzig-Stunden-Kitas auf. Ob es angesichts dessen angezeigt ist, auf die Erkenntnisse der Bindungstheorie zu pochen? Bestimmt. Kinder – wie alle Menschen – brauchen verlässliche

Bezugspersonen. Aber ob dies zwangsläufig und jederzeit die Mütter sein müssen?

Rosenbergs unkommentierte Überhöhung der Mutter-Kind-Bindung früherer Jahrzehnte unterschlägt, dass die Argumentationen hüben wie drüben darauf hinausliefen, die Väter aus der Verantwortung für Hausarbeit und Kinderfürsorge zu entlassen. Dass die sozialistische Führung der DDR die „heilige Kuh der Frauenarbeit“, wie Rosenberg sich ausdrückt, zuungunsten der Kinder vor sich hertrieb, ist richtig. Dass auf der anderen Seite der Mauer die behütete Kindheit auf Kosten vieler Hausfrauen erkaufte wurde, leider auch. Die fehlende Kontextualisierung droht einmal mehr, die Interessen von Frauen und Kindern gegeneinander auszuspielen.

Quelle: F.A.Z. [Artikelrechte erwerben](#)



[Zur Startseite](#)

Frankfurter Allgemeine

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH 2001 - 2024
Alle Rechte vorbehalten.